

**Stefan Ulrich**  
**Arrivederci, Roma!**  
**Ein Jahr in Italien**

Per Paolo il Pescatore,  
e Kilde,  
con cordialissimi saluti  
e un forte abbraccio,

Stefan

Parigi, 7. 3. 2010

Ullstein

Gäste sind erst weit nach zwei Uhr gegangen – und damit ungeheuer spät im deutschrömischen Rom.

Die *cena* wäre also triumphal überstanden, und dieser Sieg muss gefeiert werden. Das sehen auch Bernadette und Nicolas so, die das Ereignis hinter zwei Sesseln im Dunkeln unseres Flurs versteckt verfolgt haben. Also nehmen wir uns vor, während der Herbstferien der Deutschen Schule Rom ein paar Tage in die Toskana zu fahren. Klingt ja nicht gerade originell. Florenz? Siena? Pisa? Die Hügel des Chianti? Oder gar Elba, diese grüne Insel, auf der zu Urlaubszeiten mehr der Dialekt Ludwig Thomas als das Idiom Dante Alighieris zu hören ist. Weit gefällt. Uns zieht es in die Maremma, das Land am Meer im tiefen Süden der Toskana. Die Maremma ist heute zwar auch kein wirklicher Geheimtipp mehr, aber viel ruhiger und ursprünglicher als der Rest der ausgelatschtesten Region Italiens.

Als Bernadette und Nicolas das Stichwort Maremma hören, rufen sie aus einem Mund: »Wir wollen zu Paolo!«

Dagegen haben Antonia und ich nichts einzuwenden. So finden wir uns an einem frühen Morgen Ende Oktober im Hafen von Talamone ein, einem winzigen Städtchen am Südenende des Maremma-Nationalparks. Die Sonne spitzt noch nicht über die Hügel, und wir frösteln in unseren Baumwollpullovern. Zum Glück hat bereits eine Bar offen. Wir stärken uns mit *cornetti con crema*, Cappuccino und heißem Kakao für die Seefahrt. Dann schlendern wir hinüber zum Kai. Nicolas läuft voraus. Er weiß von früheren Touren, wo die »Sirena« vertäut liegt. Auf dem Kutter erwartet uns Paolo *il Pescatore*, wie er sich nennt. Paolo ist ein Hüne in grünen Armeehosen, mit rotblonden Haaren und einem von Sonne und Salzlucht gebeizten Gesicht, aus dem zwei stahlblaue Augen blitzen. Er reicht uns

seine raue Fischerpranke und zieht uns an Deck. »*Benvenuti a bordo*«, begrüßt er uns. Dann klopf er Nicolas auf die Schulter: »Alles okay, alter Fischermann?«

Nicolas strahlt ihn an. Dann inspiziert unser Sohn den Kutter – die aufgehäuften Netze, die Gaffs, Angelrouten und Bottiche für die Fische an Deck, das Echo- lot, die Muscheln und getrockneten Seesterne in der Kajüte. »Schau mal, Papa ...«, schreit er immer wieder in den Morgenwind.

Nicolas ist in seinem Element. Schon das allererste Wort, das er als Kleinkind aussprach, war nicht »Mama«, »Babba« oder »Nulli«, sondern »Fhiff«. Er meinte »Fisch«, was wir daran erkannten, dass er heftig an einem seiner Plüschfische zerrte. Denn Nicolas wünschte sich nicht wie andere Kinder Teddybären, Häschen oder ein Äffchen. O nein. Wenn wir mit ihm in einem Spielwarengeschäft waren, interessierte er sich vor allem für Delfine und Orcas. Zur Not tat es auch eine Stoffkrabbe, die er ebenfalls »Fhiff« nannte. Als er laufen konnte, verlagerte Nicolas seine Neigung auf die echten Fische. »Babba, Fhiff!«, sagte er dann, schon sprachmächtiger, sobald wir beim Spaziergehen an einem Tümpel vorbeikamen. Für mich war das der Befehl, mit einem kleinen Netz im Wasser herumzustochern und wenigstens den Anschein zu erwecken, als wollte ich Fhiffe fangen. Noch ein wenig später begann Nicolas, mich an jedem Ferienmorgen mit dem Satz zu wecken: »Papa, wann gehen wir endlich fischen?« Daran hat sich bis heute nichts geändert. Deswegen sind wir auch hier, auf der »Sirena«.

Außer Paolo ist noch Hilde an Bord, seine Freundin. Wir umarmen uns zur Begrüßung. Dann klatscht sie in die Hände: »*Servus mitananda! Mei is dees schee, aich wiada zu seng. Wia gäht's aich denn, do untn bei de Räma?*«, fragt sie.

Hilde ist eine der wenigen unserer deutschen

Freunde und Bekannten, die uns nicht darum beneiden, in Rom zu leben. Sie kommt aus der Gegend des Chiemsees. Ihre blonden Haare hat sie zu zwei Pippi- Langstrumpf-Zöpfen geflochten. Mit ihrer herzlichen Fröhlichkeit verbreitet sie sofort gute Laune. »Mogst an Kaffää?«, fragt sie mich. »Möchtest du einen Espresso?«

Ich gebe ihre Sätze fortan der Einfachheit halber auf Hochdeutsch wieder. Sie greift nach der Thermoskanne auf dem Kajütentisch und schaut sich nach einem Becher um. »Mein Gott, hat der Paolo da wieder einen Saustall beinander«, seufzt sie in nicht ganz ernster Verzweiflung. »Dieser Paolo! Wenn du erst wüsstest, wie chaotisch hier alles war, bevor ich gekommen bin!«

Der wuchtige, charmante toskanische Seemann und die zierliche, flotte Bayerin sind ein gutes Paar, auch wenn sie sich ständig necken – »frotzeln«, wie man auf Bayerisch sagen würde. Die beiden haben sich kennengelernt, als Hilde auf einer Reise in der Toskana war. Offenbar hat es gleich am ersten Abend gefunkt. Seitdem pendelt Hilde zwischen dem Chiemgau und Talamone, und auch wenn sie sich über das Leben in dem Hafendorf und eine gewisse Unordnung bei der Haushalts- und Bootsführung ihres Freundes beklagt, weiß sie doch, was sie an ihrem Fischer hat.

»Paooloo, wo hast du denn wieder die Keksdose hingeraumt?«, schimpft sie.

Paolo grinst und zwinkert uns zu. »Ich verstehe zwar nicht, was sie sagt, aber ich weiß, was sie meint«, sagt er auf Italienisch.

Wir warten noch auf eine Gruppe Italiener, die sich ebenfalls für die Bootstour angemeldet hat. Paolo drückt uns Kladden mit Zeitungsausschnitten über ihn in die Hand. Er ist längst eine lokale Berühmtheit, selbst ausländische Fernsehsender haben über ihn be-

richtet. Schließlich gilt er als Vorkämpfer des *pescaturismo*, des Fischtourismus, der sich entfernt mit dem Urlaub auf dem Bauernhof vergleichen lässt. In Zeiten, da die Meere leerer und die Fänge schmaler werden, sind die kleinen Küstenfischer auf ein Zubrot angewiesen. Paolo kam Anfang der 90er Jahre auf die Idee, Urlauber auf seinem Kutter mitzunehmen und sie beim Fischen mitmachen zu lassen. So konnte er Geld verdienen und den Leuten zugleich etwas über das Meer, seine Bewohner, die Probleme der Überfischung und den Umweltschutz beibringen. »Ohne die Touristen hätte ich nicht die Kraft gehabt weiterzumachen«, sagt er.

Seine Idee schlug voll ein. Heute wird überall an den italienischen Küsten *pescaturismo* angeboten. Die Fischer nehmen ihre Gäste mit zu den Aalreusen der oberen Adria, zu Muschelbänken am apulischen Gargano, auf Thunfischjagden vor Sizilien und zu nächtlichen Angeltouren in Ligurien. Hunderttausende Landratten machen inzwischen jedes Jahr bei solchen Fischzügen mit. Paolo hofft, dass sie mehr als nur Goldbrassen und Tintenfische mit nach Hause nehmen. Sie sollen verstehen, wie gefährlich es ist, das Meer auszubeuten. »Man kann nicht nur nehmen, man muss auch geben. Doch bislang hat der Mensch vom Meer nur genommen«, sagt er. Bei diesem Thema kann sich Paolo, der sonst so besonnen wirkt, rasch in Rage reden. »Ich habe eine Passion für das Meer und kann nicht ertragen, wie es zerstört wird.«

Inzwischen ist die italienische Gruppe eingetroffen, ein halbes Dutzend junger Leute aus betuchtem Hause, die in einem ausgebauten Sarazenturm im Maremma-Nationalpark ihren komfortablen Herbsturlaub verbringen. Wir hören sofort, dass sie aus Padua stammen, als sie an Bord hüpfen. Paolo löst die Taue. Er stößt die »Sirena« vom Kai ab und lässt den Motor

an. Langsam tuckern wir an Fischerbooten und Motor-yachten vorbei aus dem Hafen hinaus. Das Meer ist ruhig, die Sonne beginnt uns zu wärmen. Wir gleiten an den schmalen, umbrärfarbenen Stränden und den von *macchia* und Schirmpinien überzogenen Hügeln des Maremma-Nationalparks entlang. Seemöwen begleiten uns in respektvollem Abstand.

Paolo zeigt uns, wo an den Felshängen die seltenen Zwergpalmen wachsen und wo im Frühjahr die Falken nisten. An einer gelben Boje stoppt er die »Sirena« und zieht sich einen orangefarbenen Gummioverall über. Dann greift er ins Wasser, zieht das Ende eines Netzes heraus und führt es über eine elektrisch betriebene Metallwinde ins Boot. Ruckelnd wird das mehrere Kilometer lange Netz aus dem Wasser geholt, und alle paar Meter zappelt ein nassschillernder Körper darin. Paolo löst mit seinen großen, geschickten Fingern die besten Fische und Krustentiere heraus und wirft sie in die mit Eiswasser gefüllten Bottiche. Die anderen lässt er mit dem Netz auf das Deck sinken. Dort warten Nicolas und Bernadette schon darauf, all die Seetiere aus den Maschen zu befreien und in die Zuber zu setzen. Ab und an werfen sie auch mal ein Fischlein ins Meer zurück, aus Mitleid.

Uns Städtern kommt es so vor, als ob der Fang überbordend ist. Im Netz hängen silbrige, ovale Goldbrassen, zappelnde *mazzancolle* – Riesengarnelen –, außerdem Scampi, Krabben, Seezungen, Seebarsche, Schattenfische, Rotbrassen, etliche Tintenfische und zwei Kraken. Paolo hat fast zu jedem Tier eine Geschichte zu erzählen, die Bernadette und Nicolas gierig aufsaugen.

»Paolo, was für ein Fisch ist denn das?«, schreit Nicolas, als ein besonders gruseliges Tier im Netz auftaucht, das aussieht wie ein Monsterfisch aus einem Walt-Disney-Film.

»È uno scorfano« – »Das ist ein Drachenkopf«, erklärt Paolo, während er den Fisch mit dem böse dreinblickenden, dicken Kopf und den abgespreizten Rückenstacheln vorsichtig aus seiner Verstrickung löst. »Der ist äußerst giftig. Mein Onkel, der auch Fischer war, ist am Stich eines Drachenkopfes gestorben. Aber zum Essen, etwa als Fischsuppe, ist er vorzüglich.«

»Der Onkel?«, fragt Nicolas entsetzt.

Paolo lacht. Dann zeigt er uns einen Fisch, der einer Traumphantasie entsprungen zu sein scheint. An seinem runden Körper hängen halbrunde, blau und gelb leuchtende Flügel. Am Bauch hat das Tier zwei Glieder, die wie Hühnerfüße aussehen. *Pesce civetta*, Eulenfisch, nennen ihn die Italiener, wegen seiner seltsamen Gestalt und der Schreie, die er an Land ausstößt. Behutsam setzt Paolo den Fisch zurück ins transparente Wasser, wo er langsam davongleitet.

Mittlerweile versuchen die beiden Kraken zu türmen, die in einem der Zuber mit dem Eiswasser gelandet sind. Gewandt wuchten sie sich über den Rand und hangeln sich mit Hilfe ihrer Saugnäpfe über die Bordplanken Richtung Reling. Paolo bittet Bernadette, sie wieder einzufangen. Zu meiner Überraschung packt sie ohne Scheu die glitschigen Kopffüßler mit ihren Fangarmen und setzt sie wieder in die Wasserbecken. Paolo erteilt uns nun Unterricht in Tintenfischkunde. Er zeigt den Kindern die beiden kräftigen Zähne eines Tintenfisches, die aussehen wie die Hälften eines Papageienschnabels. »Damit kann er einen Gummistiefel durchbeißen«, sagt Paolo. Wir gehen gebührend auf Abstand. Dann deutet der Fischer auf den feinen weißen Rand der Rückenflosse und meint, daran erkenne man die *maschi*, die Männchen. Früher hätten die Fischer der Gegend die Tintenfische so gefangen: »Sie hängten ein Weibchen an einen Haken und ließen es

ins Wasser. Daraufhin stürzten sich die Männchen auf sie, um sie zu begatten. Einmal im Liebesrausch, ließen sie nicht mehr los. So konnten die Fischer sie aus dem Wasser ziehen.« Liebe macht eben blind.

Nicolas hört mit wissenschaftlichem Interesse zu und setzt gerade an, nach Details zu fragen. Ich kenne ihn. Deshalb bringe ich das Gespräch abrupt auf die interessante Meeresgrotte, die da in der Felsküste klappt.

Gott sei Dank hat Paolo auch dazu sofort eine Geschichte zu erzählen: »Hier hinein habe ich mich als Junge mit meinem Vater geflüchtet, wenn uns auf dem Meer ein Gewitter überrascht hat. Damals lebten auf dem Boden der Grotte jede Menge Langusten. Heute gibt es hier leider keine mehr.«

»Mei, der Paolo, was der wieder alles erzählt«, fällt ihm Hilde ins Wort, diesmal auf Italienisch. »Die Leute haben jetzt Hunger. Merkst du das denn nicht?«

Dankbar blicken die *ragazzi* aus Padua sie an. Und auch ich hätte, um ehrlich zu sein, nichts gegen den einen oder anderen gegrillten Fisch. Da das Netz mittlerweile eingeholt ist, hat auch Paolo ein Einsehen. Er wirft den Anker seines Kutters ins Wasser und fährt uns mit einem Schlauchboot an einen einsamen Strand des Maremma-Nationalparks. Während wir mit nackten Füßen im herbstwarmen Wasser waten, fängt Paolo an, die Tintenfische zu säubern und die Fische zu schuppen, fleißig unterstützt von Nicolas. Hilde schlägt sich derweil in die Büsche. Nach einer Weile hören wir sie rufen: »Jetzt könnt ihr kommen.«

Wir laufen einen Erdfpfad hinauf und trauen unseren Augen nicht. Unter den Steineichen stehen Bänke und Tische. Dahinter ist eine Feldküche aufgebaut, in der Hilde mit Töpfen und Pfannen hantiert. Auf dem Tisch stehen Flaschen mit Wasser und Wein. Kurz darauf kommt Paolo mit den geputzten Fischen zu uns hochgestiegen. Es fängt an zu blubbern und zu brut-

zeln, und nach kurzer Zeit servieren uns die beiden ein richtiges Fischmenü. Es gibt eine Art Sushi, also rohe, zart und mild schmeckende Fischstückchen, dann *tagliatelle* mit Meeresfrüchten und danach gegrillte Seezungen und Goldbrassen. Wir fühlen uns wie im Schlaraffenland, trinken weißen Vermentino und roten Morellino.

»Alles aus biologischem Anbau«, versichert Hilde. »Seit ich da bin, ist alles auf Bio umgestellt. Der Paolo hat auf so was ja nie geachtet.«

Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit. An Bio-Wein mag der Fischer in seiner Vor-Hilde-Zeit tatsächlich nie gedacht haben. Ansonsten lagen ihm Natur und Umwelt aber schon immer am Herzen. Schwer vom Essen und Wein lümmeln wir auf den Bänken und lauschen Paolo, der aus seinem Leben erzählt.

Es war einmal ein kleiner Junge, der lebte in dem Fischerdorf Talamone in der Maremma. Es war die Zeit, als die Maremma noch *amara* war, bitter und arm. Daher fuhr der Junge bereits im Alter von sieben Jahren aufs Meer hinaus, um seinem Vater beim Fischen zu helfen. Doch er tat das gerne. »Ich hatte schon als Kind diese *passione* fürs Fischen«, sagt Paolo. »Es gab ja auch nichts anderes, keinen Computer, keinen Fernseher.« Damals waren die Seeegründe noch voller Meerestiere. »Wir fingen mit 30 Metern Netz so viel wie heute mit 1,5 Kilometern.« Manchmal fischte der Vater auch mit Dynamit, doch das hat Paolo nicht gefallen. In den 70er Jahren merkte er, wie die Fische weniger wurden. In den 80er Jahren sah er riesige Kutter, die von weit her kamen und mit feinmaschigen Schleppnetzen, an deren unterem Rand tonnenschwere Stahlketten hingen, den Meeresgrund abrasierten. »Alles – Gestein, Seegraswiesen, Fischlaich und Kleinfische – rissen sie mit. Und das bis in Ufernähe.«

Die meisten Menschen, die Touristen zumal, kapierten nicht, dass so das Meer zerstört wurde. »Wenn ein Panzer durch den Wald wütet, sieht das jeder«, klagt Paolo. »Aber was da am Meeresgrund passiert, bekommt keiner mit.«

Die alten Fischer, darunter Paolos Vater, verstanden es natürlich genau, aber sie hatten Angst, etwas dagegen zu tun. Denn die Raubfischer, die etwa aus Kalabrien und Sizilien kamen, konnten ungemütlich werden. »Da musste schon so ein Verrückter wie ich kommen«, sagt Paolo und lacht bitter auf. Dann verfällt er ins Schweigen.

»Was hast du denn gegen die Raubfischer gemacht?«, fragt Nicolas.

»Ich habe gekämpft«, antwortet Paolo. Er tat sich mit Umweltaktivisten zusammen und blockierte aus Protest den nahen Hafen Porto Santo Stefano. Er zeigte die Piratenfischer bei den Behörden an und verkleidete sich, als das wenig bewirkte, als Hafenspezialist, um nachts mit einem Schlauchboot die Schiffe mit den Schleppnetzen in der Küstenschutzzone zu stellen. Beliebte machte ihn das nicht bei den Schwarzfischern. »Die verstanden keine Scherze. Sie haben gedroht, mich umzulegen.«

In der Not kam Paolo die Idee mit dem *pescaturismo*. Je mehr Leute über das Desaster am Meeresgrund Bescheid wissen, desto eher lässt sich etwas dagegen tun, dachte er. Doch die Fischpiraterie ging weiter. »Also bin ich auf die Idee mit den Fischhäusern gekommen.«

»Was für Fischhäuser?«, schaltet sich Bernadette ein.

»Weißt du, Bernadette, auch die Fische brauchen Häuser, um vor Räufern in Sicherheit zu sein«, erklärt Paolo. Dann erzählt er, wie er Geld von Freunden, Bekannten und Geschäftsleuten sammelte und die

Behörden wegen der Genehmigungen bestürmte. Schließlich hatte er alles beisammen und konnte Hunderte durchlöchernte Betonklötze – jeder viereinhalb Tonnen schwer – im Küstenmeer der Toskana versenken. In diesen künstlichen Riffen können die Fische sich nun verstecken, besonders die jungen. Die Raubfischer haben keine Chance mehr, denn auf den Klötzen, deren Position geheim gehalten wird, ließ Paolo Eisenhaken anbringen. »Daran zerrissen die Schleppnetz Fischer ihre Netze. Nach wenigen Tagen kamen sie nicht mehr.« Seither vermehren sich die Fische wieder, sagt Paolo. »Vielleicht wird das Meer der Maremma irgendwann wieder zum Paradies.«

»Was der Paolo nicht alles erzählt«, seufzt Hilde, die das alles schon oft gehört hat. »Die Leute haben doch jetzt Durst. Sie wollen *vin santo* trinken.« Dann holt sie aus ihrer Kombüse eine Flasche mit dem honiggelben, süß-fruchtigen Dessertwein der Toskana hervor.

Stunden später treffen wir dann alle wieder irgendwie in Talamone ein.

## Zweiundzwanzig

Oft werde ich gefragt, warum ich derart an Italien hänge. So genau kann ich das auch nicht sagen. Wenn ich darüber nachdenke, komme ich auf die unerschöpflichen Kunstlandschaften, die Vielfalt der Regionen, die unverfälschte, gesunde Küche, das Licht, das Klima, Pinien und Palmen und die Fähigkeit der Leute *di arrangiarsi*, sich allen Widrigkeiten zum Trotz im Leben einzurichten.

Wie Teodoro, der mit dem Weidenkorb in der Hand durch Rom zieht, um seine Fische zu verkaufen, und dabei ganz zufrieden wirkt. Wie Francesco, der sehr viel arbeitet, kaum einmal in Urlaub fährt und stattdessen das tägliche Spektakel in seinem Friseursalon genießt. Wie Filippo, der als Diener seiner vielen Herren in unserem Palazzo ächzt, sich trotzdem seine Nischen schafft und mit seinem kargen Verdienst in seinem Dorf bei Salerno wie ein kleiner König behandelt wird. Ihnen allen fehlt das grüblerische Hadern mit den Unzulänglichkeiten des eigenen Lebens, das ich von Deutschland her kenne – und durchaus auch von mir selbst.

Das Tüpfelchen auf dem »I« Italiens, das gewisse Etwas, das den besonderen Reiz ausmacht, sind für mich jedoch seine magischen Realisten. Natürlich ist diese Spezies Mensch auf der ganzen Welt zu finden, doch nirgendwo so häufig wie in Italien. Es sind Leute wie Paolo Bertoleoni, der König von Tavolara, wie Paolo il Pescatore aus Talamone, wie Leoluca Orlando aus Pa-